

PAUL
SCHRECKENBACH

WILDEFÜER

Inhaltsverzeichnis

Wildefüer

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

Impressum

Wildefür

I.

Am Fenster eines weiten Gemaches im Grauen Kloster Wittenberg stand Doktor Martin Luther und blickte nachdenklich auf den Hof hinaus. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, denn noch hielt er die Feder in der Hand, womit er einem seiner alten Kindheitsfreunde, dem die Gattin gestorben war, einen Trostbrief geschrieben hatte. Aber bald entwölkte sich seine Stirn, und ein warmer Glanz trat in seine Augen. Sein Lieblingskind, die zehnjährige Magdalene, spielte mit anderen Mädchen ihres Alters einen Ringelreihen. Hell klang der Gesang der seinen Kinderstimmchen zu ihm empor, dazwischen erscholl das lustige Bellen des Hündleins Tölpel, das die vorüberflatternden roten Röckchen der Kleinen zu fassen bestrebt war. Die Sprünge des täppischen Tieres belustigten ihn, und er lachte mehrmals kräftig auf. Dann aber schienen andere Gedanken durch sein Haupt dahinzuziehen. Sein Antlitz wurde wieder ernst, und er schüttelte einige Male den Kopf, als ob er sich über etwas verwundere. »Was ist Euch, lieber Herr? Worüber sinnt Ihr nach?« fragte Frau Käthe. Sie hatte eben das Wämslein des kleinen Hans ausgebessert und trat nun neben ihn. Luther schlang den linken Arm um ihre Schultern und erwiderte nach einer kleinen Weile, indem er mit der Rechten aus dem Fenster wies: »Der alte Birnbaum dort brachte mich auf den Gedanken, wie doch unser Gott alles in der Welt so rasch und von Grund aus zu verändern weiß. Was hat der Baum schon alles gesehen! Ich war ein junger Mönch von sechsundzwanzig Jahren, da saß ich unter ihm auf der Steinbank und grübelte nach über das schwere Wort von der Gerechtigkeit Gottes. Da trat Doktor Staupitz zu mir heran und tröstete mich. Wo ist der Staupitz jetzt? Seit langen Jahren gestorben. Dann saß

ich mit Philippus dort. Er lehrte mich das Griechische, und ich öffnete ihm die Schrift. Aber auch damals war ich noch ein Mönch. Jetzt ist die Zeit der Mönche vorbei, und meine Kinder spielen unter dem Baume. Wie ist die Welt so ganz und gar verwandelt! Und wenn wieder eine Mandel Jahre dahin sind – ob da wohl der Baum noch steht? Ja, ob wohl die Welt noch steht?«

»Warum sollte sie nicht mehr stehen?« fragte Frau Käthe.

»Weil der Jüngste Tag gewisslich vor der Tür steht«, erwiderte Luther ernst. »Die Macht des Antichrists ist noch nicht gebrochen. Jetzt eben hat er einen Ablass ausgeschrieben, um Gottes Langmut von neuem zu versuchen. Auch rüstet der Türke, wie man hört, mit großer Kraft, wird wohl im Sommer wider die Christenheit losbrechen. Falsche Propheten und Schwarmgeister verwirren allenthalben die Köpfe. Seuche und Pestilenz wüten da und dort. In Braunschweig, der werten Stadt, sollen schon etliche hundert Menschen gestorben sein, und die Krankheit greift immer weiter. Die Zeichen sind fast alle da, von denen der Herr Christus redet Matthäi am vierundzwanzigsten.«

»Noch fehlt das Erdbeben«, warf Käthe dazwischen.

Luther nickte. »Du kennst die Schrift wohl. Das fehlt in Wahrheit noch. Aber es kann jeden Tag oder jede Nacht kommen. Wir wissen ja nicht Zeit noch Stunde, aber wir müssen jederzeit darauf dass der Herr ein Ende macht mit der Welt.«

Frau Käthe schwieg ein paar Augenblicke. Dann zuckte es wie Schalkheit um ihren Mund, und in etwas leichtfertigem Tone rief sie: »Ei, lieber Herr, was plagt Ihr Euch mit solchen Gedanken! Ihr jagt mir ja beinahe einen Schrecken ein. Aber ich meine, es wird so schlimm nicht werden. Die Welt hat schon so lange gestanden, sie wird wohl auch noch eine gute Weile

stehen. Warum sollte auch Gott der Herr die armen unschuldigen Kindlein verderben wollen, die doch nichts gesündigt haben? Wie reimte sich das zusammen mit seiner Güte?«

»Frau,« rief Luther lachend, »wie reimt sich diese Frage zusammen mit deiner großen Klugheit? Weißt du nicht, dass unser Gott denen die höchste Gnade erweisen wird, die den Jüngsten Tag erleben, während sie noch in ihrem Leibe sind? Sie werden den Tod nicht schmecken, denn der Herr wird sie verklären. So steht geschrieben im dritten Kapitel des Philipperbriefes.«

Er wandte sich nach seinem Pulte und ergriff eine Bibel, die in rotes Leder gebunden war, und schlug sie auf. »Höre! »Unser Wandel aber ist im Himmel, von bannen wir auch warten des Heilands Jesu Christi, des Herrn.««

Weiter kam er nicht, denn ein lauter Schrei aus dem Munde seiner Frau ließ ihn verstummen. Sie stand mit hoherhobenen Händen am Fenster, blass, mit weitaufgerissenen Augen, und schien vor Schreck erstarrt zu sein.

»Mein Gott, was ist dir?« rief Luther und trat mit ein paar raschen Schritten auf sie zu. Aber als er einen Blick in den Hof hinab geworfen hatte, fuhr er entsetzt zurück und ward so bleich wie sie, und die Knie zitterten ihm so, dass er sich am Fenstergesims festhalten musste.

Da drunten stand mit einem Male, als wäre er aus der Erde emporgewachsen, ein riesiger Hund, etwa vier oder fünf Schritt entfernt von den spielenden Kindern, und stierte sie mit blutunterlaufenen Augen an, als wolle er sich im nächsten Augenblicke auf eines von ihnen stürzen. Es war die Dogge des Stadthauptmanns Hans von Metzsch, ein Tier, das in ganz Wittenberg um seiner Bösartigkeit willen gefürchtet war und von

seinem Herrn an einer Kette gehalten und nur des Nachts abgebunden und in den Hof gelassen wurde. Das Untier hatte sich offenbar losgerissen, denn die Kette schleifte hinter ihm her, und der weiße Geifer, der ihm am Maule hing, ließ vermuten, dass es plötzlich toll geworden sei.

Die Kinder spielten ohne eine Ahnung der grausen Gefahr, aber nun nahm das kleine Töchterchen des Magisters Philipp Melanchthon den Hund wahr und stieß einen durchdringenden Schrei aus. Das Tier duckte sich, als setze es zum Sprunge an, und Frau Käthe schrie droben zum zweiten Male auf. Da erscholl vom Tore her ein scharfer Pfiff. Ein hochgewachsener junger Mann war in den Hof eingetreten und schien mit einem Blicke die Lage zu übersehen. »Hierher!« schrie er mit mächtiger Stimme und riss das Schwert aus der Scheide, das er an der Seite trug. Der Hund warf sich nach ihm herum und fuhr mit einem heulenden Laute auf ihn los. Aber gleich darauf lag er verendend am Boden, denn die Klinge des Fremden, der rasch zur Seite gesprungen war, hatte ihm den Nackenwirbel durchschlagen und war noch tief in den Hals eingedrungen.

Das alles war in wenigen Augenblicken geschehen. Den Kindern ging jetzt erst eine Ahnung auf, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten, da sie das rinnende Blut des großen Hundes sahen. Sie begannen einstimmig ein lautes Wehgeschrei und stürmten dem Hause zu. Da löste sich Frau Käthes Erstarrung. In fliegender Hast eilte sie aus dem Gemach und die Treppe hinunter und riss drunten im Hausflur ihr Lenchen mit einem erstickten Jubelruf fest an ihre Brust. Die anderen kleinen Mädchen drängten sich schluchzend und weinend an sie heran wie ein Schwarm vom Habicht aufgescheuchter Küchlein, die piepsend und glucksend ihre Zuflucht unter den Flügeln der Mutter suchen.

Auch ihr Gatte kam nun die Treppe herunter. Er war noch blass vor Schrecken, und die Hände, mit denen er sein weinendes Kind aus den

Armen seiner Frau nahm, zitterten. »Gelobt sei unser Vater im Himmel, der uns vor großem Leid bewahrt hat!« rief er. »Ihm sei Preis und Ehre!« Dann trat er mit raschem Schritt auf den Retter zu, der mit einem etwas verlegenen Lächeln in der Hausflur stand. Er streckte ihm die Rechte weit entgegen und sagte mit großer Herzlichkeit: »Gott zum Grusse, lieber Herr! Nächst dem Allmächtigen haben wir Euch zu danken. Als sein Werkzeug betretet Ihr mein Haus. Wer seid Ihr, und was sucht Ihr bei mir?«

Er hatte, während er so sprach, den Blick erheben müssen, denn obwohl er von stattlicher Mittelgröße war, überragte ihn der Fremdling bei weitem. »Dass ich Euch einen Dienst leisten konnte, Herr Doktor, ist mir die größte Freude«, erwiderte der junge Mann mit einer wohlklingenden Stimme und neigte sich dabei so tief, als ob er vor einem Fürsten stände. »Ich bin nach Wittenberg gekommen, nur um Euch zu sehen und, wenn es möglich wäre, mit Euch zu reden.«

»Kommt Ihr in eigener Sache oder um des Evangeliums willen?« fragte Luther und sah ihn freundlich an. »Vor allem aber – wer seid Ihr? Und wo kommt Ihr her?«

»Ich heiße Christof von Hagen und stamme aus Hildesheim. Ich möchte in einer absonderlichen Sache mit Euch reden.«

»Ihr seid von Adel?«

»Meine Sippe gehört zu den alten Geschlechtern der Stadt, und meine Väter haben von jeher im Rate gesessen.«

»Kommt herein«, sagte Luther. »Ich lade Euch ein, bei mir zu nächtigen und für heute Abend an unserem Tische fürliebzunehmen, nämlich wenn

meine gestrenge Hausfrau und Eheherrin keinen Einspruch erhebt und ein Stüblein für Euch rüsten kann.«

»Von Herzen gern«, rief Frau Käthe und bot nun auch dem Gaste die Hand. »Und nehmt meinen Dank, Herr, und haltet mir's zugute, dass ich Euch nicht gleich gedankt habe. Ich bin noch halb erstarrt, meinte vorhin, das Herz solle mir stillstehen, und konnte kein Wörtlein reden.«

»Das kommt nicht häufig vor«, scherzte Luther. »Du bist sonst die beredteste Frau in ganz Wittenberg. Aber nun bringe uns eine Flasche Rheinwein, liebe Domina, und ein paar Gläser. Ich will den jungen Herrn aus Hildesheim nach alter deutscher Weise in unserem Hause willkommen heißen. Erlaubet, dass ich vorangehe.« Er wandte sich der Treppe zu, und Christof von Hagen schickte sich an, ihm zu folgen. Da fühlte er seine Hand von einem Kinderhändchen gefasst, und eine seine Stimme sagte: »Ich danke Euch auch, Herr, dass Ihr das böse Tier tot gemacht habt. Ich war so erschrocken und habe mich gefürchtet!« Es war die kleine Magdalene Luther, die so sprach. Sie schmiegte sich zutraulich an ihn an und sah mit ihren großen dunkeln Augen ernsthaft zu ihm empor.

»Das ist recht, Lenchen, dass du ein dankbares Gemüt beweisest«, lobte Luther. Hagen aber strich dem Kinde mit seiner großen Hand leise über das Haar und sagte mit eigentümlich gepresster Stimme: »Solch ein Schwesterchen hatte ich einstens auch. Sie sah Eurem Töchterchen verwunderlich ähnlich, Herr Doktor.«

»Sie ist gestorben?« fragte Luther teilnehmend.

»Sie starb als zehnjähriges Kind, als ich vierzehn Jahre alt war. Das ist nun schon länger als zwölf Jahre her, aber ich sehe sie zuweilen noch so deutlich vor mir, als ob sie lebte.«

»Sie lebt ja auch, obschon unsere Augen sie nicht sehen«, erwiderte Luther.
»Selig sind die Kinder, die Gott in zarter Jugend zu sich ruft! Ihnen ist vieles erspart, und sie haben's gut. Aber für die Eltern und für alle, die sie liebhaben, ist freilich solch ein Abschiednehmen ein schweres Ding. Bitte, tretet hier herein, Freund! Es ist meine Arbeitsstube, und es sieht nicht sehr aufgeräumt aus, wie das so ist, wo ein Bücherwurm haust.«

Die beiden ließen sich an einem Tische nahe dem Fenster nieder, und gleich darauf brachte Frau Käthe selbst den Wein.

»Nun sagt, was führt Euch zu mir?« begann Luther, indem er bedächtig die goldklare Flüssigkeit in die Gläser goss. »Ihr hanget der reinen Lehre an?«

»Das tue ich, Herr, und von ganzem Herzen.«

»Und Ihr kommt von Hildesheim? Das nimmt mich wunder. Die Stadt soll, so höre ich, fest am päpstlichen Glauben hängen. So seid Ihr wohl ein weißer Rabe in Eurer Vaterstadt?«

»Da seid Ihr doch nicht recht berichtet, Herr Doktor. Die Bürgerschaft, die große Mehrzahl der Bürgerschaft zum wenigsten, verlangt schon seit geraumer Zeit nach der reinen Lehre. Aber sie wird ihr vorenthalten.«

»Ei, wer enthält sie ihr vor? Der Bischof?«

»Der hat dazu nicht die Macht. Er ist nur dem Namen nach Herr über die Stadt. Der Rat ist es, der das Evangelium hindert.«

Luther blickte ihn verwundert an. »Ja, kürt denn bei Euch nicht die Bürgerschaft den Rat? Wie kann er da auf die Dauer widerstreben?« fragte er.

»Ach, bei uns ist die Sache so: Die alten ratsfähigen Ämter und Gilden wählen die Ratsherren auf zwölf Jahre. Neben dem Rate haben wir ein Kollegium der 24 Männer, das aber auch wieder zum größten Teile aus den Ämtern und Gilden gewählt ist; die kleinere Zahl von ihnen ist aus der Gemeinde. Diese zusammen regieren die Stadt. Es kommt keiner in den Rat, der nicht einem Amte oder einer Gilde angehört, und so müsste denn der Hildesheimer Rat nur aus Handwerkern und Kaufleuten bestehen. Aber das wird umgangen. Die Herren aus den alten und reichen Geschlechtern der Stadt kaufen sich in die Gilden ein und werden so als Gildebrüder der Ratsstühle teilhaftig, und da sie untereinander sich fördern und zusammenhalten, so liegt das Regiment der Stadt doch in ihrer Hand, und die Bürgerschaft meint nur, dass sie sich selber regiere.«

»Soso! An und für sich kein übler Brauch,« sagte Luther, »denn die Gewalt gehört in die Hände der Leute, die des Regiments fähig und kundig sind. Wehe der Stadt, wo der Herr Omnes regiert und jeder mitreden will, sei er auch so dumm und ungelehrt wie ein Holzklotz!«

Hagen nickte. »Da habt Ihr gewisslich recht. Auch ich suche einen Sitz im Rate auf diese Weise, wenn ich heimkehre. Aber bei uns liegen zurzeit die Dinge noch anders. Bei uns meint auch der Rat nur, dass er regiere. In Wahrheit regiert er so wenig wie die Gemeinde der Bürger. Denn ein Mann gebietet in Hildesheim, und was er will, das geschieht, und wider ihn wagt niemand zu mucken, wenn auch viele die Fäuste heimlich ballen.«

»Ha!« rief Luther. »Ich entsinne mich – man hat mir von ihm erzählt. Heißt er nicht Wildefürer? Schlag ihn nicht zu Augsburg der Kaiser selbst zum Ritter?«

»Ja, Herr, Hans Wildefürer, der gerade dieses Jahr wieder Bürgermeister ist. Er ist es nicht immer, denn bei uns wechselt die oberste Gewalt Jahr

um Jahr. Aber wenn er auch nur im Rate sitzt, so hat er alle Macht in der Stadt, denn sein Wort gilt bei den Ratsherren wie ein Evangelium, und er setzt alles durch, was er will.«

»Und was gibt ihm solches Ansehen?«

»Herr,« erwiderte Hagen nach kurzem Besinnen, »ich müsste lügen, wenn ich nicht sagen wollte: seine große Klugheit gibt es ihm. Auch hat er viel für die Stadt getan in Fehden, auf den Städtetagen und auf den Reichstagen und gilt viel bei der kaiserlichen Majestät.«

»Ist er ein alter Mann?«

»Nein, er ist wohl fünfzig Jahre und einige darüber. Nur an den Schläfen ist er weiß, sonst finden sich wenige graue Haare in seinem schwarzen Barte. Auch kann er noch reiten und trinken und fechten wie ein Junger. Er ist ein wunderbarer Mann, Herr, niemand ist ihm gewachsen, weder im Rat noch in der Tat, und deshalb wagt es keiner, gegen ihn aufzutreten. Das ist der Grund, weshalb Hildesheim noch nicht dem Evangelium zugefallen ist, denn er ist ein starrer Anhänger des alten Glaubens.«

»Ihr aber,« sagte Luther, nachdem er ihn eine Weile durchdringend angeblickt hatte, »Ihr wollt es wagen, gegen ihn aufzutreten. Denn Ihr wollt Eure Vaterstadt vom Papsttum losreißen und zur reinen Lehre führen. Darum seid Ihr zu mir gekommen, ist's nicht so?«

Hagen war von seinem Sitz in die Höhe gefahren. »Herr!« rief er, »wie könnt Ihr das wissen? Aber was verwundere ich mich? In Euch ist Gottes Heiliger Geist. Aus dem redet Ihr!«

»Nein,« erwiderte Luther mit einem ernsten Lächeln, »das hat mit dem heiligen Geiste nichts zu tun. Es fuhr mir nur durch den Sinn, als ich Euch

so sitzen sah. Ihr habt so etwas an Euch von einem Sankt Jörg, der mit dem Drachen kämpfte.« Er erhob sein Glas und neigte es gegen das seines Gastes. »So seid mir doppelt willkommen! Aber, mein junger Herr aus Hildesheim, mich dünkt, Ihr habt eine schwere Aufgabe vor Euch. Eben weil Ihr noch jung seid, wird es Euch nicht leicht werden, den Erfahrenen und Erprobten beim Rate und der Gemeinde aus dem Sattel zu heben.«

Über Hagens Gesicht flog ein Schatten. »Ihn zu bekämpfen wird jedem schwer sein, mir aber wohl am schwersten. Denn wisset, Herr, nach meiner Mutter frühem Tode und nachdem mein Vater in Trübsinn verfallen, war ich sein Mündel und habe jahrelang in seinem Hause gewohnt, und er hat mich gehalten wie seinen Sohn.«

Betroffen, beinahe erschrocken blickte ihn Luther an. »Wie seid Ihr denn zum Evangelium gekommen?« fragte er nach einer Pause.

»In der Fremde, Herr. Ich war zwei Jahre fern von Hildesheim, in Erfurt und Braunschweig zuerst, dann in Nürnberg und kehre jetzt nach der Heimat zurück.«

»Und was hielt Euch so lange in der Fremde fest?«

Über Hagens Antlitz flog ein schnelles Rot, und er senkte einen Augenblick die Stirne. Dann aber hob er die Augen frei empor und blickte dem Fragenden offen ins Gesicht. »Ich will Euch reinen Wein einschenken, Herr Doktor«, sagte er. »Nichts Rühmliches war es, was mich aus der Heimat trieb. Ich hatte einen Streit mit einem Geschlechtersohne aus Hildesheim, der um dieselbe Jungfrau warb wie ich. In einer Trinkstube trafen wir aufeinander, jeder geleitet von etlichen guten Gesellen. Wir höhnten und reizten uns zuerst mit Worten, dann griffen wir zum Schwerte. Ich schlug ihn nieder und wurde dafür auf zwei Jahre aus dem

Frieden der Stadt gesetzt. Auch er musste die Heimat auf zwei Jahre meiden, als er wieder zu Kräften gekommen war von seiner Wunde.«

»Die Tat reut Euch jetzt?« fragte Luther ernst.

»Es reut mich, dass ich ihn reizte, statt ihm aus dem Wege zu gehen. Dass ich ihn niederschlug, kann mich nicht reuen, denn er hob das Schwert zuerst. Darum war es auch ungerecht, musste wie er. Sie traf mich um so bitterer, als ich eben freien wollte in der nächsten Zeit.«

»Wer sprach das Urteil über Euch aus?«

»Kein anderer als mein früherer Vormund, und er tat mir damit ein schweres Unrecht an.«

Luther schwieg eine Weile, dann erhob er sich und trat auf den jungen Mann zu. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach mit gütigem Ernst: »Prüfet Euch mit rechtem Fleiße, Freund, dass Ihr nicht falsch Feuer bringt auf den Altar des Herrn unseres Gottes! Denket nach: Weshalb wollt Ihr Euch erheben wider jenen Mann? Treibt Euch der Eifer für Gottes Wort? Oder sucht Ihr die Rache an einem, der Euer Feind geworden ist?«

»Nein!« rief Hagen laut. »Ich suche keine Rache an ihm, bin ihm auch nicht feindlich gesinnt. Ich grollte ihm heftig, als ich von bannen ziehen musste, aber jetzt denke ich anders. Er hat wohl so an mir gehandelt als Gottes Werkzeug, ohne dass er es selber wusste. Denn was er über mich verhängt hat, das ist mir zum Segen geworden. In Hildesheim waren alle Eure Schriften verboten, und ich verlangte auch nicht danach. In Nürnberg gab mir einer Euer Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen. Da wurden mir die Augen dafür aufgetan, dass Eure Lehre wohl von Gott sein dürfte, und ich las alles, was Ihr geschrieben

habt, und forschte fleißig in der Schrift und fand, dass Eure Lehre zusammenstimmt mit dem Worte Gottes. Da nahm ich mir fest vor, dieser Lehre zum Siege zu helfen in meiner Vaterstadt, sobald ich wieder daheim wäre, und Euch, Herr Doktor, der Ihr uns von Gott gesandt seid. Euch wollte ich aufsuchen auf meiner Heimfahrt, um mit Euch darüber zu reden und Euch zu bitten, dass Ihr mein Vorhaben segnet.«

In Luthers Augen war, während Hagen so sprach, ein immer helleres Licht aufgeleuchtet, und nun, als er geendet hatte, rief er freudig: »Denkt Ihr so, und steht es so mit Euch, so segne ich Euer Werk, das Ihr vorhabt, von ganzem Herzen. Möget Ihr für Hildesheim der Christofer werden, der den Heiland in die Stadt hineinträgt! Und was ich etwa tun kann. Euer Werk zu fördern, das werd' ich gewisslich tun!«

Er nahm Hagens Rechte und drückte sie kräftig. »Wir reden noch eingehend darüber. Ich hoffe, Ihr werdet ein paar Tage in meinem Hause verbleiben, da werden wir« –

Ein starkes Pochen an der Tür unterbrach ihn. Ohne das »Herein« abzuwarten, trat ein großer Mann in geistlicher Tracht auf die Schwelle und rief: »Es ist angerichtet! Eure Frau lädt Euch durch mich zu Tische! Es ist schon alles versammelt. Auch Philippus ist da. Doch verzeiht. Ihr habt ja Besuch.«

»Kommt immer herein, lieber Doktor Pommeranus«, sagte Luther. »Hier habe ich einen jungen Herrn aus Hildesheim, Christof von Hagen, der Großes vorhat in seiner Vaterstadt. Ihr werdet es hernach erfahren. Gebet ihm die Hand, er ist einer von den Unsern.«

»Aus Hildesheim seid Ihr, Herr?« fragte Bugenhagen, nähertretend und Luthers Geheiß folgend. »Habt Ihr dort Weib und Kind?«

»Nein, ich bin noch unbeweibt.«

»Oder Eltern und Geschwister?«

»Auch die nicht. Meine näheren Anverwandten, soweit sie nicht tot sind, leben zurzeit nicht in Hildesheim«, erwiderte Hagen, verwundert über die Fragen.

»Dann braucht Ihr nicht in großer Sorge zu stehen und könnt Gott danken, dass Ihr gerade jetzt nicht dort seid«, sagte Bugenhagen, und indem er sich zu Luther wandte, fuhr er fort: »Ich erzählte Euch gestern, die große Seuche sei in Braunschweig. Nun gehen mir heute Briefe zu mit der Zeitung, dass sie überggesprungen sei auch nach Goslar und Hildesheim und dort viele Opfer fordere.«

»Auch nach Goslar?« rief Hagen erschrocken und erblasste.

»Ei nun, was ficht Euch an?« fragte Bugenhagen befremdet. »Ich denke, Ihr seid ein Hildesheimer? Wie kommt es, dass Euch die Pest in Goslar mehr entsetzt als in Eurer eigenen Stadt?«

»In Hildesheim«, erwiderte Hagen, »leben mir zwar einige gute Freunde, um die mir's ja leid wäre, wenn sie die Pest befiele. In Goslar aber ist eine – eine, die mir lieb ist, und die, so Gott will, mein Weib werden wird.«

»Die Jungfrau, die Ihr vorhin erwähntet?« fragte Luther.

»Dieselbe, Herr. Und Ihr werdet es verstehen und billigen, wenn ich unter solchen Umständen morgen in der Frühe Euer Haus verlasse und heimwärts reise. Unterwegs kehre ich in Goslar ein.«

»Ihr habt keine Angst?«

»Nein, Herr Doktor. Ich acht', ist's mir bestimmt, an der Pest zu sterben, so kann ich fliehen, wohin ich will, ich sterbe doch daran, und will mich Gott davor bewahren, so kann ich getrost in die Häuser der Seuche gehen.«

»Aber Ihr könnt dort nichts ändern und nichts besseren«, warf Bugenhagen ein.

»Aber ich kann der nahe sein, die ich lieb habe«, entgegnete Hagen. »Es ist ihr vielleicht schon ein Trost und eine Hilfe, wenn sie mich in der Nähe weiß. Sie lebt bei ihrem alten Vater mit einer Magd allein. Ihre Mutter ist schon vor Jahren gestorben. Gewiss, es wird ihr lieb sein, wenn ich mich in der Gefahr zu ihr finde.«

»Ihr habt ganz recht, und ich kann Euch nicht halten«, sagte Luther. »Wir können ja auch noch den ganzen Abend reden über das, was Euch bewegt, und was Ihr in Hildesheim tun wollt. Aber nun lasst uns hinuntergehen! Die Sonne ist schon verschwunden, und meine Domina wird unser schmerzlich harren. Die Suppen werden kalt und die Frauen ungeduldig, wenn man sie zu lange warten lässt.«

2.

Über Goslar, die alte Kaiserstadt am Harz, war schweres Leid hereingebrochen. Seit fast einer Woche bimmelte Tag für Tag unaufhörlich das Totenglöcklein, um in die Weite zu rufen, dass wieder jemand des Todes verblichen sei. Ein zugereister Schuhmachergeselle aus Braunschweig hatte die Pest in die Mauern eingeschleppt. Er selbst war gestorben, und mit unheimlicher Schnelligkeit hatte die Krankheit um sich gegriffen. Am ersten Tage waren der Seuche zehn Menschen erlegen, am zweiten schon die doppelte Zahl, und seitdem waren der täglichen Opfer noch mehr geworden. Eine furchtbare Angst hatte die Gemüter erfasst. Die sonst so belebten Straßen der reichen Stadt waren fast verödet, niemand wagte sich aus seinem Hause heraus, weil alle die Ansteckung fürchteten. Die meisten Läden waren geschlossen, viele Handwerker feierten mit ihren Gesellen, nur die Sargtischler hatten schwere Arbeit Tag und Nacht.

»Das ist ja, als ob man über einen Kirchhof ritte«, sagte ein großer, ganz in Eisen gekleideter Mann, der vom Vititore her sein schweres Ross dem Markte zu lenkte. »Es scheint eine sonderliche Furcht über die Leute hier gekommen zu sein. Bei uns in Hildesheim ist ja auch, Gott sei's geklagt, die Seuche, aber auf den Gassen merkt man nichts davon.«

Der Mann im Priestergewande, der neben ihm ritt, nickte. »Bei uns sind noch nicht viele gestorben, und ich denke, es wird auch so schlimm nicht werden.« Nach einer Weile setzte er mit einem finsternen Blick hinzu: »Mir kann's nur recht sein, dass die Gassen hier so leer sind. Dieses Kleid« – er schlug sich mit der flachen Hand gegen die Brust – »stand vor kaum zehn

Jahren hier noch in hohen Ehren. Aber seitdem die vermaledeite Lutherei ihren Einzug in Goslar gehalten, ist es beinahe gefährlich geworden, sich damit zu zeigen. In Braunschweig haben mich die Buben mit Kot und Dreck geworfen, und ich musste in ein Haus flüchten, wo ich aber auch nur Hohn und Spott fand. Damals gelobte ich mir: Du gehst sobald nicht wieder in eine Stadt, wo die Martinsche Sekte regiert. Ich hätte wohl auch den Ritt für keinen anderen denn für Euch getan, Herr Bürgermeister Wildefür, für Euch und Euren Schwäher, den ich hochachte.«

»Ich rechne es Euch hoch an, Herr Oldecop, und werde es Euch nimmer vergessen. Aber seid getrost, wenn ich dabei bin, krümmt Euch kein Mensch ein Haar.«

»Das meine ich auch. Zwanzig Meilen um Hildesheim herum kennt Euch ja wohl jedes Kind, und wer Euch kennt, der bindet lieber mit dem Teufel an als mit Euch. Unter Eurem Schutze fährt man sicher seine Straße dahin. Ich wäre aber auch hierher geritten, wenn Ihr mich nicht in eigener Person hättet geleiten können, allein mit denen da.« Er wies über die Schulter zurück auf die beiden Knechte, die in einiger Entfernung hinter ihnen auf mageren Kleppern folgten. »Ich hätte Herrn Klaus von Hary nicht sterben lassen ohne den Trost unserer heiligen christkatholischen Religion, nach dem er verlangt. Ich denke, Ihr glaubt mir das.«

»Ja, das glaube ich Euch«, erwiderte der Bürgermeister. »Furcht ist nicht Eure Sache, und Ihr seid ein treuer Priester unserer Kirche, wie es deren jetzt nicht allzu viele gibt. Gott gebe nur, dass wir nicht zu spät kommen!«

Sie waren während dieser Reden auf dem Markt angelangt, der im grellen Sonnenschein, aber vollkommen tot und menschenleer vor ihnen lag. An dem stattlichen Gildehause ritten sie vorüber und machten halt vor einem alten, hohen Steinhause, schräg gegenüber. Wildefür schwang sich rüstig

aus dem Sattel und half auch dem Priester beim Absteigen, noch ehe die Knechte heran waren. Er ließ ihm auch den Vortritt, als sie nun das Haus betraten, das unverschlossen war, aber in tiefem Schweigen dalag, als sei es unbewohnt.

»Holla!« rief Wildefüer, aber es regte sich nichts. »Er wird oben liegen in seiner Kammer, kommt, Herr Oldecop«, sagte er und schickte sich an, die Diele zu durchschreiten. Da kam ein leichter Schritt die Stufen herab, die im Hintergrunde des großen Gemaches zu dem oberen Stockwerke hinaufführten, und ein Mädchenkopf bog sich über das Holzgeländer der Treppe. Von oben herab fiel ein verirrter Sonnenstrahl gerade auf ihr Haar, so dass es aufleuchtete wie gesponnenes Gold. Ihr Antlitz aber war totenbleich, die großen rehbraunen Augen vom Weinen gerötet.

»Lebt dein Vater noch, Lucke?« rief Wildefüer ihr hastig entgegen.

Das Mädchen flog die letzten Stufen herab und klammerte sich an ihn an wie eine Tochter an ihren Vater. Ihre Antwort war ein Strom von Tränen.

»Er ist tot?« fragte er nach einer Weile.

»Er liegt seit einer Stunde still und starr. Ich weiß nicht, ob er tot ist oder noch lebt.«

»Ist niemand bei dir, Kind? Wo sind Hinnerk und Marthe?«

»Sie sind schon gestern fortgelaufen, wollten nicht in dem Pesthause bleiben. Ich bin allein beim Vater.«

»Die Bande!« sagte Wildefüer grimmig. Dann legte er ihr sanft die schwere Hand aufs Haupt.

»Hättest mich schon gestern rufen sollen, Kind! Dann wärest du nicht so lange allein gewesen« sagte er mit weicher Stimme. »Aber du dachtest wohl nicht, dass es so schlimm sollte werden. Es genesen ja auch viele von der Seuche. Doch nun führe uns zu ihm! Kommt, Herr Oldecop! Hoffentlich ist's noch nicht zu spät.«

Das Mädchen ließ seine Hand nicht los, während sie die Treppe empor schritten. Droben öffnete sie eine Tür und ließ die beiden Männer zuerst eintreten.

Herr Klaus von Hary lag in einem nicht hohen, aber weiten Gemach auf seinem breiten Ehebett, in dem er seit Jahren einsam schlummern musste, da seine Gattin ihm schon längst hinweg gestorben war. Sein hagerer Leib war unter der dünnen Federdecke lang ausgestreckt, die linke Hand hing schlaff neben der Bettstatt herunter, so dass sie fast den Boden berührte, seine Augen waren geschlossen. Er glich einem bereits Verstorbenen.

Oldecop trat rasch an ihn heran, ergriff die herabhängende Hand und suchte den Puls. »Es ist noch Leben in ihm,« sagte er nach einer Weile mit einem Seufzer, »aber es geht wohl bald zu Ende. Die heilige Kommunion kann er nicht mehr empfangen, aber die letzte Ölung will ich ihm geben, auf dass er doch nicht ganz ohne die heiligen Sterbesakramente hinübergehe.«

Er entnahm hastig die heiligen Gefäße dem Beutel, den er mitgebracht hatte, stellte sich dann neben dem Todkranken auf und begann die vorgeschriebenen Gebete. Wildefüer sank sogleich auf die Knie nieder und faltete die Hände, und die junge Lucke folgte seinem Beispiele.

Als die heilige Handlung vorüber war, erhob sich der Bürgermeister, setzte sich auf das Bett und legte seine Hand auf die Stirn des Kranken. Er zog

sie aber sofort zurück, denn die Stirn fühlte sich eiskalt an. »Er ist wohl schon tot«, murmelte er, und eine tiefe Traurigkeit breitete sich über seine Züge.

»Erlaubet, dass ich Euch warne, Herr«, sagte der Priester. »dass Ihr ihn berührt, ist unnötig und setzt Euch der Gefahr aus.«

»Ach was!« entgegnete Wildefüer gleichmütig. »Habt Ihr Angst, Oldecop? Ihr? Das nähme mich wunder!«

»Angst habe ich nicht, aber man soll Gott nicht versuchen. Auch sollte ein Mann wie Ihr allezeit bedenken, dass er nicht sich allein lebt, sondern anderen, und dass sein Tod ein großes Unglück wäre für alle, die auf ihn bauen!«

»Bin ich wirklich so nötig, wie Ihr meint, so wird Gott mich schon zu bewahren wissen«, erwiderte Wildefüer. »Zudem, Herr Oldecop, habe ich immer die Regel bestätigt gefunden: Die Seuche geht dem aus dem Wege, der ihr mannlich standhält und nicht vor ihr flieht. Habt Ihr nicht gehört, was der Wittenberger getan hat, als die Pest war in seiner Stadt? Er hat sie alle angerührt, einer soll in seinen Armen gestorben sein. Soll ich weniger Mut zeigen als der Erzfeind unserer Kirche?«

Der Priester schüttelte unwillig sein großes Haupt. »Mit dem, Herr, vergleicht Euch nicht, richtet Euch nicht nach ihm und ahmt ihm nichts nach. Dem kann nichts etwas schaden, denn er steht unter einem besonderen Schutze. Es gelingt ihm alles, bis dann das bestimmte Stündlein kommt, da sein Schutzpatron mit ihm abfährt.«

Wildefüer nickte. »Ihr möget recht haben. Wenn aber ein Mann so viel Mut beweist, weil er sich unter dem Schutze des Teufels weiß, so müssen wir dreimal so viel Mut beweisen, da wir uns unter dem Schutze Gottes

wissen. Ihr und ich« – er hielt plötzlich inne und fuhr nach dem Lager des Sterbenden herum, denn ein schwacher Laut war von dort an sein Ohr gedrungen.

»Klaus! Mein alter Klaus!« rief er voller Freude. »Lebst du noch? Erkennst du mich?«

Der Kranke hatte die Augen aufgeschlagen und richtete auf ihn einen Blick, der erkennen ließ, dass er bei Bewusstsein war und ihn erkannte. Aber vergebens bemühte er sich, das Haupt aus den Kissen zu erheben und zu sprechen. Nur einzelne abgerissene Silben drangen an das Ohr Wildefüers, der sich tief auf ihn herniederbeugte und angestrengt lauschte.

»Ich weiß nicht, was er will«, sagte er nach einer Weile bekümmert. »Mich dünkt, er redet von einem Kasten.«

»Ach, Ohm Wildefüer, dann weiß ich, was er meint«, rief Lucke und trat von dem Türpfosten, an dem sie bisher gelehnt hatte, mit schnellem Schritt auf einen Wandschrank zu. Dem entnahm sie einen kleinen Kasten, dem der Schlüssel ansteckte, und bot ihn dem Bürgermeister dar. »Er hat etwas aufgeschrieben vor drei Tagen, das sollte ich Euch zu lesen geben. Es ist wohl sein letzter Wille.«

Als der Kranke das Kästchen in Wildefüers Hand erblickte, glänzte sein Auge hell auf. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen, sich verständlich zu machen, gelang es ihm schließlich, das Wort »Lies!« deutlich über die Lippen zu bringen.

Wildefüer öffnete den Kasten, der mit Papieren gefüllt war. Obenauf lag ein zusammengefalteter Zettel. »Das ist es, was der Vater geschrieben hat«, sagte Lucke.

»Lies! lies!« tönte es noch einmal gurgelnd, aber wohlvernehmbar von dem Lager her.

Wildefüer entfaltete das Papier und folgte dem Wunsche seines sterbenden Freundes. Er las laut und langsam, was da geschrieben stand. Manchmal stockte er, denn die Hand, die diese Schriftzeichen aufs Papier gebracht hatte, war wohl schon sehr unsicher gewesen, und so war manches Wort kaum zu entziffern. Auch übermannte ihn hie und da die Bewegung, und seine Stimme zitterte merklich.

Der letzte Wille des Herrn Klaus von Hary war sehr kurz gefasst. Er lautete: »Meinem lieben Schwager, dem ehrbaren, fürsichtigen, weisen und gestrengen Bürgermeister zu Hildesheim Hans Wildefüer, dem Gott gnade. Sonderlich lieber Schwager und Freund! Die böse Krankheit hat mich ergriffen, und ich fühl's, ich werde nicht wieder aufkommen, sondern sterben. Darum so befehle ich Deiner Huld, Güte und Treue meine liebe Tochter, die als Waise in dieser Welt wird bleiben, und bitte Dich und Deine Frau, meine liebe Schwägerin Mette, Ihr wollet sie in Euer Haus aufnehmen und sie halten als Euer eigen Kind. Ich bestelle Dich auch zu ihrem Pfleger und Vormund an meiner statt, bitte Dich auch höchlichst um Gottes willen, Du wollest das Amt annehmen und Dir lassen meine Tochter befohlen sein. Dir lasse ich all mein Waffen und meine Rösser als Angedenken an mich, denn Du bist jederzeit mein liebster Freund gewesen. Mein Haus und Hof und Geld und Gut lasse ich meiner Tochter Lucke, die mir ein gutes und gehorsames Kind gewesen ist. Siehe zu, dass sie in allen Dingen zu ihrem Recht komme. Wenn Christofer von Hagen wieder heimkehrt nach Hildesheim, so will ich nichts mehr dawider haben, dass sie ihn zum Manne nimmt, denn ich erkenne wohl, dass sie ihm von Herzen zugetan ist. Aber er soll Dir zuvor einen leiblichen Eid in die Hand schwören, dass er sich der Lutherei und aller anderen Ketzerei für ewige Zeit will enthalten und fest bleiben will bei unserer

alten, heil'gen christkatholischen Religion, der wir beide, ich und Du, zu aller Zeit sind treu gewesen. Dazu ermahne ich Dich mit allem Fleiße und bitte Dich, Du wollest nimmermehr dulden und zulassen, dass meine Tochter in Gefahr komme, ihrer Seelen Seligkeit zu verlieren. Du wollest auch tausend Gulden nehmen von ihrem Erbteil und sie geben an das Kloster Sankt Michaelis in Hildesheim, auf dass die heilige Messe gelesen werde für meine arme Seele in jedem Jahre am Tage meines Todes und am Tage Sankt Nikolaus, da ich geboren bin. Und nun befehle ich Euch alle der Gnade Gottes und seiner Heiligen. Ich kann nicht mehr schreiben. Es zieht mir die Finger zusammen. Gott sei mir gnädig. Amen.«

Als Wildefür das Blatt sinken ließ und seinem Freunde ins Antlitz schaute, erkannte er an dem klaren Blick seiner Augen, Bewusstsein war. Aber mit Staunen und voller Ergriffenheit sah er, dass eine große Angst aus seinem Blicke sprach, als zweifle der Sterbende, dass ihm seine letzten Wünsche auch erfüllt werden würden.

»Klaus Hary«, sagte er und legte seine Hand wieder auf des Freundes eiskalte Stirn, »wenn es denn Gott oder der Teufel will, musst, so stirb in Frieden. Sorge dich nicht um Christof Hagen. Er ist in meinem Hause erzogen, und ich kenne ihn. Sein Blut ist wild, aber sein christkatholischer Glaube ist wohlgegründet. Ich möchte mich für ihn verbürgen. Wie es aber auch komme, ich will deinen Willen heilighalten und danach tun in allen Stücken, so wahr mir Gott helfe und seine Heiligen in meiner letzten Stunde! Wir haben uns im Leben einander immer Wort gehalten, mein alter Klaus. Ich halte dir auch nach deinem Tode Wort. Dessen kannst du gewiss sein.«

In den Augen Harys leuchtete es auf, aber gleich darauf trat wieder der frühere Ausdruck der Angst in seine Züge. Seine Blicke irrten wie suchend umher, und seine Lippen bewegten sich, als wolle er noch etwas sagen.

Aber er war nicht mehr imstande, auch nur einen Laut hervorzubringen. Mit ungeheurer Raschheit kam nun der Tod über ihn.

Wildefür erriet, was ihn bewegte. Er beugte sich tief auf ihn herab und rief laut: »Du hast die heilige Ölung empfangen. Hier, Herr Oldecop hat sie dir erteilt, als du deiner Sinne nicht mächtig warst. Du ziehst mit dem Segen der Kirche hinüber.«

Da trat ein wunderbar heller Schein in die Augen des Sterbenden. Es war, als flackere ein Licht noch einmal glänzend empor, das eben verlöschen will. Einen Augenblick sah er mit diesem übernatürlichen seligen Ausdruck seinem Freunde ins Gesicht. Dann mit einem Male sanken seine Wimpern herab, Totenblässe breitete sich über sein Antlitz, und seine Züge verfielen zusehends. Er röchelte eine Weile leise, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und lag regungslos.

»Er ist tot«, sagte Oldecop und ergriff sein Buch, um das Gebet für die abgeschiedene Seele zu lesen.

Lucke schrie laut auf und wollte sich über ihren Vater hinwerfen. Aber Wildefür umfasste sie und führte sie mit sanfter Gewalt zur Seite. »Nicht, Kind! Das kann dir den Tod bringen«, warnte er.

Das Mädchen glitt auf eine Truhe nieder, die an der Wand aufgestellt war. Dort blieb sie sitzen und weinte heiß und unaufhaltsam in ihre Schürze hinein. Wildefür stand zwischen ihr und dem Toten mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte und ohne ein Glied zu regen, bis die Stimme des Priesters verklungen war. Dann trat er an das Lager heran und machte das Zeichen des Kreuzes über dem Entschlafenen. »Du bist eines schönen, schnellen Todes gestorben, Klaus«, sagte er. »Von uns fünfen, die wir einstmals die Burg zu Peine entsetzt haben in der großen Fehde und Freunde waren unser Leben lang, bin ich nun der letzte. Nun gebe dir Gott

fröhliche Urstände und mir einen Tod so schnell wie den deinen, wenn ich einmal von hinnen muss! – Aber wer kennt sein Ende?» Er stand eine Weile in düsteres Sinnen verloren. Dann schlug er noch einmal das Kreuz über dem Toten und wandte sich nach Lucke um und sagte: »Ich gehe jetzt, deinem Vater ein Begräbnis zu verschaffen. Vor morgen früh wird das nicht möglich sein. Dann übergeben wir das Haus deiner Muhme Bröcker, und du ziehst mit mir nach Hildesheim. Da dort die Seuche schon ist, darf ich dich ohne Unrecht hinüberbringen. Dann bleibst du bei uns als unsere Tochter, bis Christof von Hagen heimkehrt und ich deine Hand in seine Hand lege.«

3.

Unweit des Almtores in Hildesheim stand das stattliche, hochragende Haus, das der Bürgermeister Hans Wildefüer bewohnte. Vor etwa dreißig Jahren hatte es sein Vater käuflich erworben. Damals war es ein ziemlich unansehnlicher Bau gewesen, der sich von den Nachbarhäusern wenig unterschied. Je reicher aber Hans Wildefüer im Laufe seines tätigen und glückbegünstigten Lebens geworden war, um so mehr hatte sich auch das Aussehen seines Wohnhauses verändert, und der alte Jost Wildefüer würde es schwerlich wiedererkannt haben, wenn er seiner Gruft auf dem Andreaskirchhof hätte entsteigen können. Die Hildesheimer waren ja von jeher baulustige, kunst- und farbenfrohe Leute gewesen. In früheren Zeiten hatten sie diesen Zug ihres Wesens an ihren Gotteshäusern betätigt, weswegen Hildesheim so viele prächtige und kunstvolle Kirchen und Kapellen aufzuweisen hatte wie kaum eine andere Stadt von gleicher Größe im ganzen Heiligen Römischen Reiche. Dann waren sie darauf verfallen, ihr Rathaus, ihre Gilden- und Amtshäuser aufs herrlichste zu schmücken und herzurichten. Nun seit einigen Jahrzehnten war die gesamte Bürgerschaft von dem Verlangen ergriffen worden, in schönen, bunten und kunstvoll verzierten Häusern zu wohnen. Einige reiche Leute hatten damit angefangen, andere waren ihnen nachgefolgt, zuletzt wollte keiner nachstehen, auch die Ärmsten nicht. Wer wenig Geld in der Truhe hatte, ließ wenigstens über der Tür ein paar geschnitzte Figuren aus Holz oder Rosetten unter den Fenstern anbringen und Sprüche oder Verse auf die Hauswand pinseln, deren Anfangsbuchstaben in hellen Farben, in einem tiefen Rot oder in schimmerndem Blau leuchteten. Die Reichen aber ließen die ganze Vorderseite ihrer Häuser mit hölzernen

Schnitzwerken überkleiden, und es gab Meister in Hildesheim, die darin eine hohe Kunst entfalteten. Da sah man ganze Volkssagen bildlich dargestellt und häufiger noch biblische Geschichten – Simson, wie er den Löwen zerreißt und die Philister erschlägt; Joseph, wie er von seinen Brüdern verkauft, dann von Potiphars Frau bel versucht wird und am Hofe des Pharao zu hohen Ehren gelangt, und zwischen diesen Männern und Frauen des Alten Testaments die Gestalten der hohen Heiligen Hildesheims, Bernward und Godehard, oder die starken Helden der Weltgeschichte, Hektor den Trojaner, Julius Csar, Kaiser Karl den Großen und andere. Sie alle standen da in bunten Gewändern, die Harnische blinkten silbern, die Kronen und sonstigen Zierrate waren vielfach vergoldet. Wer an einem hellen Sonnentage durch die Stadt wandelte, dem mochten wohl die Augen weh tun von all der Farbenpracht, die da zu schauen war, und er mochte gern einmal den Blick ausruhen lassen auf den grauen Mauern der riesigen Kirchen, die unter den bunten Häusern standen wie düstere Propheten der Vorzeit in hrenem Gewand unter den lachenden, genussfrohen Kindern dieser Welt.

Hans Wildefüers Haus war unter den vielen prächtigen Gebäuden der Stadt eines der prächtigsten. Das entsprach seinen Neigungen und seiner Stellung. Er hatte das Nachbarhaus angekauft und niederreißen lassen. Dadurch war es ihm möglich gewesen, sein Haus fast um die Hälfte zu vergrößern. Dann hatte er vor etwa zehn Jahren auf die dicke Mauer des Unterstockes noch einen Stock aus Fachwerk aufsetzen und verschwenderisch ausschmcken lassen. In ellenhohen Figuren war da die ganze Geschichte des Täufers Johannes dargestellt, denn der Bürgermeister war am Tage dieses Gottesmannes geboren und getauft worden und hatte nach ihm den Namen empfangen. Da sah man ihn, wie er mit dem Jesusknaben spielte, wie er den Pharisäern und Schriftgelehrten Gottes Zorn weissagte, den Herrn im Jordan taufte und Herodes des Ehebruchs bezichtigte. Auch der Tanz der Salome fehlte

nicht, und es konnte leider nicht behauptet werden, dass der Künstler die Reize der jüdischen Königstochter und ihrer Mutter Herodias allzu sittsam verschleiert hätte. Den Schluss bildeten die Enthauptung und die Vortragung des blutigen Hauptes auf einer Schüssel. Diese Schüssel war von ungeheurer Größe, stark vergoldet und mit vier Bildern aus der Belagerung von Peine durch Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig geziert. Sie war eine genaue Nachbildung der Schüssel, die Henni Konerding, der Bürgermeister, seinem Freunde Hans Wildefür geschenkt hatte zum Gedächtnis an die ruhmvolle Verteidigung der hartbedrängten Burg. Wildefür hatte das kostbare Geschenk zur Hochzeitsschüssel in seiner Familie bestimmt, in der dem Herkommen und Brauche nach beim Hochzeitsmahle die Gaben für Braut und Bräutigam von den Gästen eingesammelt werden sollten. Wenn auf diesem Bilde die Abendsonne lag, wie es jetzt geschah, so musste man den Blick nach einer Weile geblendet abwenden, so funkelte es von Gold und Purpur.

An dem kleinen Fenster gerade über dem Bilde war der blonde Kopf einer Frau sichtbar, die in einem schmalen Buche las. Sie hielt es mit beiden Händen hoch empor, um das letzte Licht des scheidenden Frühlingstages sich dienstbar zu machen. Sie war von hohem Wuchse, ein Weib, auf dessen ganze Erscheinung das Wort »stattlich« wie kein anderes passte. Schön war sie nicht zu nennen, dazu waren ihre Züge zu groß. Wer den Bürgermeister kannte, der sah auf der Stelle, dass sie seine Tochter war. Nur die Farbe ihres Haares hatte sie offenbar von ihrer Mutter geerbt, einer kaum mittelgroßen, feingliedrigen Frau, die ihr gegenüber saß und, die Hände im Schoße gefaltet, ihr zuhörte. Sie mochte wohl eine höhere Vierzigerin sein, aber der Ausdruck ihres schmalen, blassen Gesichtes hatte etwas Kindliches. Sie saß in einem großen Lehnstuhle, gehüllt in Kissen und Decken, denn sie hatte eben erst ein schweres Gliederreißen überwunden und war heute zum ersten Male von ihrem Krankenlager